

J.P. Hebels "Allemannische Gedichte" : ein Jubiläum

Autor(en): **Gessler, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

J. P. Hebels „Allemannische Gedichte“.

Ein Jubiläum.

Von Albert Geßler.

Mit Bildnis.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

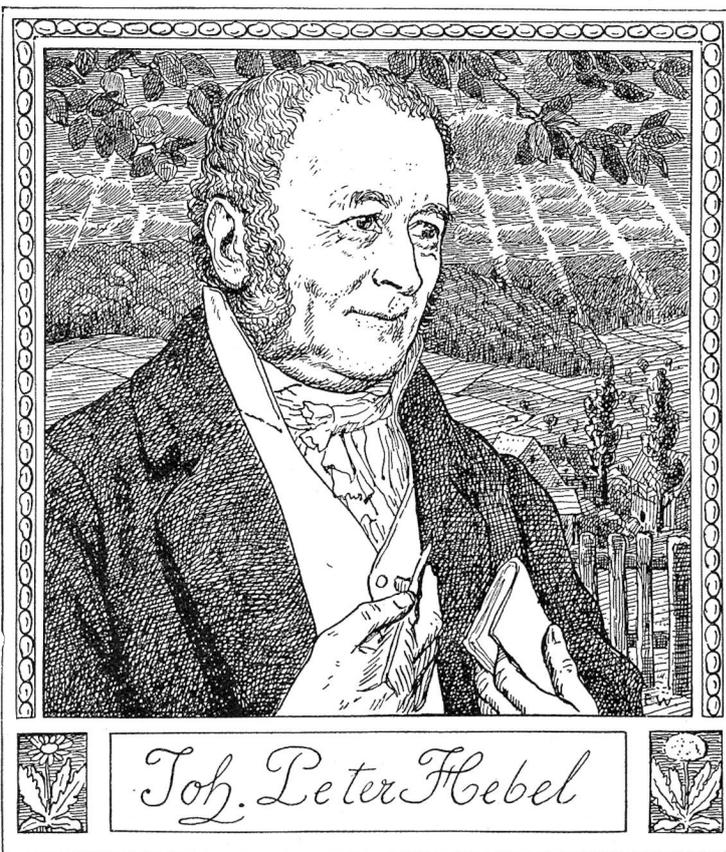
Schon im ersten Jahrgang der Schweiz (1897) ist von J. P. Hebel die Rede gewesen. Damals sprach der Schreiber dieser Zeilen über „Hebelfest und Hebelmäbli“ und stellte fest, daß auf der weiten Welt kein Dichter von seinem Volke, d. h. von seinen engsten Heimatgenossen, so treu geliebt und so schön geehrt wird wie Johann Peter Hebel. Wie er im Volke gelebt hat, so lebt heute noch sein Volk in ihm. Und dieses Volk ist im Lauf der Jahrzehnte eigentlich immer gewachsen; denn nicht nur „in dem Winkel des Rheins zwischen dem Fricktal und ehemaligen Sundgau“ leben heute Hebels Lieder, sondern wir können getrost behaupten, daß vom ganzen allemannischen Sprachgebiet speziell die Schweiz Hebel in gewissem Sinn für den ihrigen ansieht, weil sein Denken und Empfinden dem unsrigen aufs engste verwandt ist.

Und diese Liebe ist nun genau hundert Jahre alt; denn im ersten Monat des Jahres 1803 sind Hebels „Allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten“ zum ersten Mal erschienen.

Die hundertste Jah- reserinnerung dieses Ereignisses darf es wohl rechtfertigen, wenn wir hier über die Entstehung dieser Gedichte Näheres mitteilen. Wir sind ja in der glücklichen Lage, dieses Werden der köstlichen kleinen Idyllen in Hebels eigenen Zeugnissen zu erkennen, nämlich in den 1860 von Fr. Becker zum hundertsten Geburtstag Hebels als „Festgabe“ herausgegebenen Briefen an Wilhelm Friedrich H zigig in Rötteln. Auch an seine Freundin Gustave Fecht in Weil hat Hebel hie und da ein Wort von seinen allemannischen Gedichten geschrieben.¹⁾

Bevor wir aber darauf näher eingehen, sei kurz

Hebels Leben bis zum Jahr 1814 erzählt.²⁾ Er ist bekanntlich am 10. Mai 1760 in Basel geboren, hat aber seine Jugend meist in der Heimat seiner Mutter, in Hausen im Wiesental, verlebt. Schon 1761 starb sein Vater, 1773 die Mutter. Aber dem früh Verwaisten standen von Anfang an freundliche Helfer zur Seite, und so wurde er von der Hausener Dorfschule ins Pädagogium nach Schopfheim, darauf ins Gymnasium illustre in Karlsruhe getan und konnte 1778 zum Studium der Theologie nach Erlangen gehen. Zwei Jahre später machte er sein Examen und wurde zunächst Hauslehrer und Privatvikar beim Pfarrer von Hertzingen im Markgrafenland; das Frühjahr 1783 brachte ihm endlich eine Stelle: er wurde Präzeptoratsvikar, d. h. Hilfslehrer am Pädagogium zu Lörrach. Es war ein karges Brot, das er da aß; aber die Lörracherzeit ist doch wohl seine glücklichste gewesen; denn er fand da seine besten Freunde: Tobias Günttert, damals Prorektor in Lörrach, später Pfarrer in Weil, den schon genannten W. F. H zigig, der seit 1787 Pfarrvikar in Rötteln war,



Aus „Allemannische Bildnisse. Zehn Zeichnungen von Ernst Württemberg (Zürich)“.

und den Kanderner Diakon Sonntag. Von ihrem fröhlichen Treiben geben uns die von Becker edierten Briefe einen Begriff. Auch die Liebe suchte den Vikar heim: Gustave Fecht hieß sie und war die Tochter des Pfarrers von Simeldingen, Güntterts Schwägerin, „ein Mädchen mit hellblauen, großen Augen und einem flachsblonden Lockenkopf“. Warum die beiden sich nicht geheiratet haben? Warum Hebel überhaupt ledig geblieben ist? Wer weiß das! „Als ich wollte, konnte ich nicht, und als ich konnte, wollte ich nicht,“ hat er später lakonisch gesagt. Nach acht

¹⁾ J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage. Briefe Hebels an Freund und Freundin; dichterische Grüße an sein Andenken; über die Basler Mundart; Wasler Selgen.“ Herausgegeben von Friedrich Becker. Basel 1860 (Schweizerhausener).

²⁾ Wir folgen dabei der außerordentlich frisch und lebendig geschriebenen, echt volkstümlichen Biographie Hebels, die Fr. S. Albrecht der neuesten bei S. Lang in Karlsruhe erschienenen, von R. Kögler nett illustrierten Ausgabe von Hebels Gedichten vorangestellt hat.

Jahren (1791) wurde Hebel aus seinem lieben Wiesental weg nach Karlsruhe berufen, um dort mit dem Titel Professor Lehrer am Gymnasium zu werden; auch hatte er als Hof-Subdiaconus etwa in der Hofkirche zu predigen. In der badischen Residenz ist Hebel nun zunächst ein trefflicher, geschickter Lehrer gewesen; von 1808—1814 war er Direktor des Gymnasiums. Auch dort fand er Freunde — aber es waren nicht die alten, mit denen er in so traurem, lebenswürdig poetischem Verein gestanden hatte: wo Ginttert der Vogt, Hebel der Stabhalter und ein dritter (Pfarrer Reinhard in Tülingen?) der Bamnert hieß; Proteus war ihr Schutzherr, der Belchen sein Altar, Hitzig unter dem Namen Zenoides war Oberpriester, Hebel selbst hieß Parmenideus. Nach diesen Freunden, mit denen er natürlich in der allemannischen Landessprache verkehrt hatte, an die er auch in Briefen noch manches mundartliche Wort sandte, zog ihn seine Sehnsucht, noch mehr aber zu seinem Heimathland, dem lieblichen Wiesental. Dorthin wäre er immer am liebsten zurückgekehrt. Schon 1792, da er in Karlsruhe eben Amt und Würde erlangt hatte, schrieb er (19. Febr.) an Gustave Fecht: „Ueberhaupt, da mirs mein Schicksal nicht gönnte, in Lörrach bleiben zu können, oder in Tülingen, oder sonst wo in der Nähe des Lebens froh zu seyn, so wünschte ich auch sonst an keinem andern Ort zu seyn, als wo ich bin. Aber freilich auf dem Tülingerberg wär es noch gar viel feiner und lieblicher, wo man doch auch Schnee sieht im Winter und Blühen im Frühling, und wo es im Sommer donnert und blitzt, als wenn der liebe iüngste Tag im Anzug wär. Ich glaube, daß am iüngsten Tag die Morgenröthe lauter Blitz seyn und der Donner Schlag auf Schlag die Morgenwache antrommelt werde. Wie es dann an ein Bettglockleuten gehen wird von Hauingen den Berg herum bis nach Efringen hinab! wie die Leute sich die Augen reiben werden, daß es schon tagt! wie es an ein Schneiden und Garbenbinden gehn wird! denn man will behaupten, daß der iüngste Tag in die Erndte Zeit fallen werde. Und wie sich die Leute wundern werden, daß es nimmer nacht werden will! das alles könnte ich dort oben herab ansehen und nach Weil hinunter schauen und denken: nun werden sie dort unten doch auch aus den Federn seyn und in ihrem Stark oder Schmolck den Morgensegen am iüngsten Tag auffuchen. — Und wer weiß, was ich thäte, ob (ich) nicht in der blizigen Morgendämmerung geschwind durch die Reben hinabstolperte und Ihnen zusammen Ihre schweren goldenen Garben binden hülfte.“¹⁾ Das ist Sehnsucht nach der Heimat, das ist Sehnsucht nach der Geliebten: es ist, mit einem Wort, Poesie, volle, reine, anschauungsmächtige Poesie — direkte Vordeutung auf das großartige Bild vom jüngsten Tag in der „Vergänglichkeit“. Und aus dieser Sehnsucht sind die allemannischen Gedichte erwachsen. Noch öfters, auch nach deren Herausgabe, hat Hebel seiner Liebe zum Wiesental Ausdruck gegeben. Am 13. August 1809 heißt es an Hitzig: „Es muß aller Ehren werth seyn, o Zenoides, wenn man alle Jahre einen Monat aus demselben herausstechen und flugsüchtig, heimwehselig das Land hinauf meßgen“²⁾

kann, biß man das Kälblein hat und doch nicht sticht. Es ist der 12te Theil vom Jahr, wenn man will, oder es betrüge für jeden Tag eine Stunde, wenn man könnte, oder, die Nacht dazu gerechnet, zwey. So ginge es auch noch an, aber so ist es

lust, aß wennme Zuckerbrod und Nuß und was am Bäumli schön und glitzrig hangt, uf einmal in e Suppeschüssel thät und stellti's umme.

So ist mir, o Zenoides, in die große Suppeschüssel zwischen dem Bogesus, dem Jura und Schwarzwald und auf das Tellerlein oder Schüssellein dazu zwischen dem Hünerberg und der Lucken wohl viel schönes und glitzriges vom Schicksal eingesteuert und gehelset worden: euere Liebe, euere Gesichter, euere Beine zum Mitlaufen, euere Bäume und Quellen und Kirchtürme und die Suppenschüssel selber. Aber es ist keine Befriedigung in diesem Genuß, wie in keinem. Es ist ein Vorüberschweben aus der Heimath der Träume, ein italienischer Frühlingsmonat zu einem grönländischen Winter, ein Gedanke zum Iodschießen: Da hab ich schon 25 Jahre gelebt, da bin ich daheim, da gehöre ich hin, da sollte und könnte ich vielleicht seyn und herumhüpfen von Blume zu Blume, wie ein Heustöffel, und kann nur höchstens nach Jahr und Tag, und nicht ohne Permiß der Obern, wieder einmal wie ein Fremdling in ein fremdes Land, wie ein Apostel Paulus in den Himmel hineinschauen. Doch nein, das war zu viel gesagt, nicht das letzte, sondern das Vorletzte. — Wie in den Himmel schaue ich hinein, aber Dank sey es demselben und euerer Freundschaftlichen Anerkennung und landsmännischen Liebe: nicht wie ein Fremdling in fremdes Land, sondern wie ein Heimischer in die Heimath, wie ein Heustöffel in die Blumenkelche seiner Geburtsmatte.“³⁾ Und 1811 heißt es: „Ich stech, o Zenoides, aus meinen Ferien, ia zwischen dem Charfreitag und Ostern einen Tag heraus zu Brieffschreiben, und des Tages lieblichste Stunde und das erste Pfeiflein dazu für dich, auf daß, gleich wie die Glocken heute in Rom sind, oder dormalen vielleicht in Savona oder Nizza, oder wo der hl. Vater seine lange Carwoche ohne Ostern hält, also ich auch in meinem Miniatur-Italien, in meinem Römlein, in deinem Tusculum, in deinem Tivoli mich erluste und ausleute und getauft werde in den Armen und am Busen der Freundschaft mit Belchenäther und Wiesenduft und Schlüsselblümleinshauch aus dem Röttler Wald. Solcher Nothtaufen, o Zenoides, bedarf ich immer mehr. Denn alles Heilige will mich verlassen, und bald vergäße ich, daß ich hier . . . nur Kampire und dem heiligen Boden des Proteus angehöre, wenn er mich nicht durch Creutz und Trübsale erinnerte, daß ich hier nur in der Fremdlingenschaft und in einer egyptischen Ziegelhütte meßge.“⁴⁾ — Also immer wieder das Fremdsein in der Fremde, immer noch die Heimatsehnsucht. Am liebsten hätte er eben immer — trotz allen Ehren der Hauptstadt — eine Oberländer Pfarrei gehabt; 1804 hatte er Schoppsheim im Herzen, 1806 wäre er beinahe Stadtpfarrer in Freiburg geworden, ein andermal wollte er sich nach Grenzach melden. Er hatte sogar schon einmal eine Antrittspredigt begonnen; die schönste Stelle daraus hat Becker seiner „Festgabe“ als Motto vorangesezt:

¹⁾ Becker, S. 12.

²⁾ „meßgen“ ein Wort aus der Geheimsprache der Proteusen, hier in der Bedeutung von „reisen“.

³⁾ Becker, S. 229 f.

⁴⁾ Becker, S. 243.

„Ich bin von armen, aber frommen Eltern geboren, habe die Hälfte der Zeit in meiner Kindheit bald in einem einsamen Dorf, bald in vornehmen Häusern einer berühmten Stadt zugebracht. Da habe ich frühe gelernt arm sein und reich sein. Wiewohl ich bin nie reich gewesen, ich habe gelernt nichts haben und Alles haben, mit den Fröhlichen froh sein und mit den Weinenden traurig.“ Auch das ist Stimmung, aus der die „Allemannischen Gedichte“ geworden sind. Aber der Hauptgrund ihrer Entstehung ist Sehnsucht nach der Heimat, nach „dem schönen einzigen Thal voll Schmelen und Chettenblumen, lustigen Bächlein und Sommervogel, wo es immer duftet, wie aus einem unsichtbaren Tempel herausgeweht, und immer tönt wie letzte Klänge ausgelüttener Festtagsglocken mit beginnenden Präludien mengeliert und verschmolzen, und wo ieder Vogel oberländisch pfeift und ieder, selbst der schlechteste Spatz, ein Pfarrer und heiliger Evangelist ist, und jeder Sommervogel ein gemutetes Chorbüblein, und das Weihwasser träufelt unaufhörlich und glizert an jedem Palm. Da schwelgt ihr Tag für Tag und kennt vor lauter Genuß den Genuß nicht mehr, während dein armer Parmenideus alle Morgen oder Abend nach Beuertheim stoffelt und jedem Baum und jedem Milchweib einen Tritt geben möchte und noch von den städtischen Gänselein und Gansern hören muß: ‚das ist schön, das ist paradiesisch, das ist göttlich‘ . . . Aber ich bilde mir etwas darauf ein und gelte etwas bey mir, daß ich mich nun bis ins dritte Decennium hinein als Fremdling hier ansehe und ein heimlich mütterendes und bruttleidendes Heimweh in mir herumtragen und weinen kann, so oft ich den ärmsten Teufel auf der Welt, einen oberländer Rekruten sehe.“¹⁾ Das stammt von 1812, dem Jahre, in dem Hebel zum letzten Mal ins Wiesental gekommen ist, während ihn von den ersten fünfzehn Sommern seines Karlsruher Aufenthaltes beinahe jeder in die Heimat gelockt hatte.²⁾

Dieses Heimweh hatte nun Hebel wirklich lange mit sich herumgetragen, bevor es sich in Versen kundtat. Der Poet in ihm war aber innerlich gereift, sodaß sozusagen plötzlich der Quell der allemannischen Lieder hervorgebrochen ist, allerdings, um fast ebenso schnell wieder zu versiegen. Nur ein einziges Gedicht, eine poetische Epistel an den „Bogt“, den Pfarrer Günttert in Weil, stammt noch aus dem achtzehnten Jahrhundert. Behagel³⁾ setzt es etwa Pfingsten 1792. Dann kam nichts mehr bis zum Herbst 1800. Da schreibt Hebel an Hitzig, der ihm mit einer „schnurrigen Schöpfungsgeschichte“ viel Spaß gemacht hatte: „Und weiter geb' ich dir ein Seitenstück . . . zum Besten . . . Es ist die Geschichte 1. Sam. 25, B. 2—42 (David und Abigail) im oberländer Dialekt, in Hexametern; die Szene ist im Schopfer Kirchspiel. Hab' Spaß daran, wenn du kannst, und theil's nicht mit, und nenn meinen Namen nicht. Ich läugne wie ein Dieb.“⁴⁾ Das Stück ist „Der Statthalter von Schoppsheim“, Hebels längstes Idyllion. Kaum sein bestes; aber es scheint der Anstoß gewesen zu sein zu

Freiwerdung seiner poetischen Kraft; denn das Jahr 1801 hat nun die „Allemannischen Gedichte“ des Vierzigjährigen sozusagen in einer ununterbrochenen Eruption entstehen sehen. Am 6. Februar 1801 meldet Hebel dem Freund: „Meine Liebhaberey in den Nebenstunden zur Schadenshaltung für den Ungenuß mancher Geschäftsstunde hat sich in ein eigenes Fach geworfen: Ich studire unsere oberländische Sprache grammatisch, ich versifizire sie, herculeum opus! in allen Arten von metris; ich suche in dieser zerfallenden Ruine der altdeutschen Ursprache noch die Spuren ihres Umrißes und Gefüges auf und gedente bald eine kleine Sammlung solcher Gedichte mit einer kleinen Grammatik und einem auf die Derivation weisenden Register der Idiotismen in die Welt fliegen zu lassen . . . Zur Beurtheilung schicke ich dir einweilen anliegende Famben, die hiemit dir geeignet seyn sollen und die einschlagenden Artikel aus dem Idiotikon oder Register als ein Müßterlein von dem letztern. Dermalen arbeite ich am Dengelegeist in Hexametern . . . Vor der Hand bitte ich indessen darüber stille zu seyn. Ich weiß nicht, ob ich meinen Namen dazu hergeben werde!“⁵⁾ Schon im nächsten Briefe (vom 14. April) sendet er dann den Anfang des „Dengelegeist“.⁶⁾

Aber er schreibt dazu: „Der Dengelegeist geratet ins Stocken. Ich mag aus Liebe zur Gegend, die mir durch das Andenken an unsere Wallfahrt und durch die Quelle der Wiese fast heilig ist, keinen bösen oder schauerlichen Geist aus ihm machen, und meine plumpe Phantasie bietet mir trotz aller Folter keine liebliche Idee zur Einkleidung. Um dich nicht ganz umsonst genarrt zu haben, teile ich dir die Einleitung, soweit ich kam, hier mit. Du wirst aus ihrer Länge erkennen, wie vergeblich ich auf Befruchtung des Genies zur Geburt des Hauptstoffs wartete. Aber vielleicht leiht mir deine reichere Phantasie noch einen glücklichen Einfall.“

Diese Stelle ist sehr charakteristisch. Sie zeigt, wie keine Produktion ohne Mühe geleistet werden kann: die „Allemannischen Gedichte“ sind, trotz ihrem raschen Entstehen, so wenig aus dem Ärmel geschüttelt worden wie irgend ein anderes Meisterwerk der Literatur aller Zeiten. Und noch etwas ist wichtig: wir ahnen hier, daß Pfarrer Hitzig in Rötteln an den „Allemannischen Gedichten“ einen gewissen Anteil hat; welchen, läßt sich allerdings nicht bestimmen; aber auch noch an spätern Stellen tritt die stille Mitarbeit Hitzigs hervor. — Am 20. Juni 1801 ist Hebel wieder „fleißig an den Allemannischen Liedern“; „werde bald ein Schifflin voll auf die hohe See schicken. Ist dir denn noch keine Idee zur Fortsetzung des Dengelegeistes . . . durch die Seele gegangen? Um ihn nicht ganz zu verlieren, hab ich ihn einweilen einem langen Gedichte an die Wiese vorgewebt.“⁷⁾ Es beginnt noch heute mit den Worten:

„Wo der Denge-Geist in mitternächtige Stunde
uffem silberne Gschir e goldent Sägefe denglet.“ —

Das Meisterwerk der „Allemannischen Gedichte“, die „Wiese“, scheint also vor dem 20. Juni 1801 fertig

1) Becker, S. 265 f.

2) Georg Rängin, „Johann Peter Hebel. Ein Lebensbild“ (Karlsruhe 1875), S. 95 f.

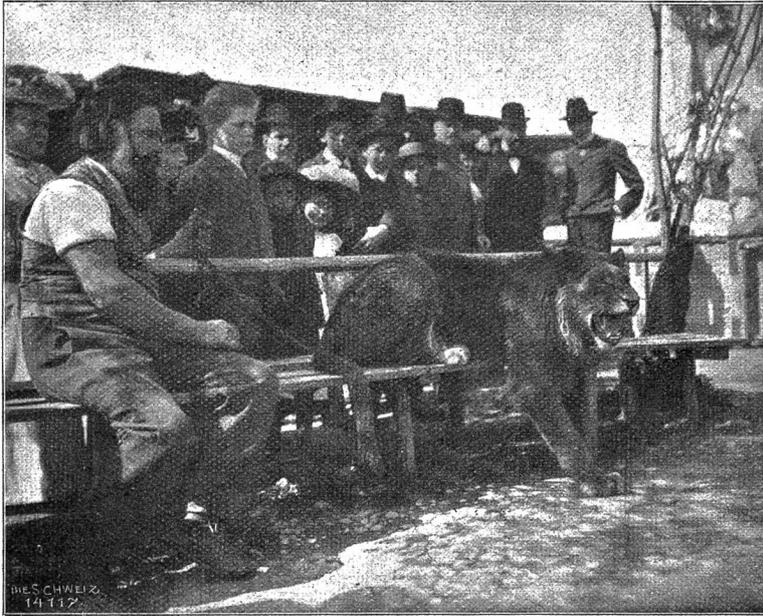
3) Vgl. die Ausgabe der „Allemannischen Gedichte“ Hebels von D. Behagel in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur“ Bd. 142, Abt. I. S. 3. Der wissenschaftlich gründlichen Einleitung daselbst entnehmen wir eine Reihe unserer spätern Angaben.

4) Becker, S. 99.

5) Becker, S. 106 f.

6) Außer bei Becker („Festgabe“ S. 110 ff.) auch abgedruckt bei Behagel S. 98 ff. Später ist dann das Bruchstück als Einleitung zum „Geisterbesuch auf dem Felberg“ verwendet worden, der 1810 in der „Fris“, in der „Allemannischen Gedichten“ aber erst 1820 (in der V. Auflage) erschien. Für die „Fris“ habe er ihn, sagt Hebel in einem Briefe vom 8. November 1811, „umgeschaffen in einen Engel des Lichts, daß ich ihn (als Gespenst) fast nit mehr brauchen kann“.

7) Becker, S. 115.



Bildhauer Urs Eggenchwyl und „süri-Seuli“ (Phot. G. Schulthess-Schoch, Zürich).

gewesen zu sein. Ferner ist wohl in demselben Brief die Stelle: „Der Proteus ist in mich gefahren, und ich habe den Zarpfern und Zolpозern (Proteuserausdruck für Schwerter und Kanonen, figürlich Krieg) den Abschied gefungen, habe müssen, nicht ob ich hab wollen, und da schick ich dir's, nicht als ob viel Geist drinn wäre“ — auf den „Schmelzofen“ zu beziehen.“¹⁾ Auch „Hans und Berene“ wurde an Hitzig gesandt, und zwar hieß in dieser ursprünglichsten Brieffassung die sechste Strophe:

„Und uf und furt, jez gangi,
's würd uf der Bünde sy,
und sag em's, wenni näume cha,
und luegt es mit nit fründli a,
nit fründli a
dört enen — ich der Nii!“

Und die Schlußstrophe lautete:

„O Breneli, was feisch mer
o Breneli ischs so?
i will di früli, Jests Gott!
i cha's nit sage, wient vott;
i will di früli, — jo!“²⁾

¹⁾ S. Behaghel, Anmerkung zu S. 29 der „Allem. Geb.“
²⁾ Bei Behaghel, Anmerkungen zu S. 66 ff.

(Fortsetzung folgt).

Zu unserer dritten Kunstbeilage.

Das diesjährige Sommerfest des Göttinger Lesezirkels will die Erinnerung an Salomon Geßner auffrischen, den „malenden Dichter“ (1730—1788); es soll sich im Sihlwald abspielen, wo seinerzeit Salomon Geßner als Sihlherr Wohnung hatte. Wenn uns schon Bilder und Text, die die Chartreuse bei Thun wieder in uns aufleben lassen, und der Aufsatz über Joh. Peter Hebel in die Zeit unserer Großväter, Ur- und Urgroßväter versetzen, so gibt unser Kunstblatt direkt ein Geßnersches Hirtenidyll wieder. Das Original ist ein kleines Aquarell, betitelt „Der Flötenbläser“ (h. 0,18, br. 0,15), im Salomon Geßner-Album der Zürcher Kunstgesellschaft Blatt 29 und wurde bereits in einem kolorierten Kupferstich vorangeseht dem „Achten Neujahrsstück“, herausgegeben von der Künstler-Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1812¹⁾. Der Verfasser jenes

¹⁾ Auch als erste Kunstbeilage in den „Gedenkblättern zur Feier des einhundertjährigen Bestandes der Zürcherischen Künstlergesellschaft (1887)“.

Neujahrsstückes „enthaltend das Leben und die Charakteristik Salomon Geßners von Zürich“ bemerkt dazu auf Seite 11: „... Wir erblicken hier in einer eingeschlossenen, einsamen Waldgegend, am Ufer des über Felsenstücke herabrieselnden Baches, einen Hirten, der in nachlässiger Behaglichkeit auf dem gekrümmten moosigen Stamm eines Apfelbaums sitzend, die Flöte bläst, indes eine weibliche Figur, neben ihm stehend, die herabhängende Frucht des Baumes pflückt. Die leichte Bekleidung der beiden Gestalten deutet auf die Milde des Himmelsstriches und ihre harmlose Beschäftigung auf das goldene Zeitalter, in dem sie leben.“ — Auch wenn sich unsere Wiedergabe im Kolorit leider nicht ganz getreu ans Original anschließt, so wird das anmutige Bildchen doch manchem unserer Leser Freude bereiten, ob er nun am Hofokofest der Lesezirkler teil hat oder nicht.

D. W.

König Peter I. von Serbien.

Mit Bildnis.

Eben, da wir diese Zeilen schreiben, rüstet sich der neugewählte König von Serbien, seinen bisherigen Wohnort Genf zu vertauschen mit seiner künftigen Residenz Belgrad. Er scheidet vom Schweizerboden mit der löblichen Absicht, zu regieren nach den Grundsätzen, die er bei uns in der Schweiz kennen und achten gelernt hat. Seit dem 4. März 1895 wohnte er in Genf an der Rue Vellot Nr. 5 im ersten Stockwerk, und unter dem Namen „Le Prince Pierre Karageorgewitch“ war er da eine



König Peter I. (Karageorgewitch) von Serbien.

wohlbekannte Persönlichkeit, auch wenn er sehr zurückgezogen lebte, beinahe bürgerlich einfach, ohne sich eine eigene Equipage zu halten, fast ausschließlich im Verkehr mit Russen, namentlich im Kreis des Fürsten Oldenburg. Aus der Ehe mit Prinzessin Zorka, einer Tochter des Fürsten Nikolaus von Montenegro, die 1890 verstorben ist, stammen ihm drei Kinder, eine Tochter Helene (geb. 1884) und zwei Söhne Georg (geb. 1887) und Alexander (geb. 1889); sie besuchten in Genf die Schulen, bis sie vor etwa zwei Jahren nach Petersburg verbracht wurden. — Peter Karageorgewitch ward den 29. Juni 1844 zu Belgrad geboren, zur Zeit, da noch sein Vater, Fürst Alexander regierte, der Sohn des Kara (schwarzen) Georg, des Befreiers der Serben. Fürst Alexander wurde 1858 von der Stupichtina abgesetzt; an seine Stelle trat Milosch Obrenowitsch. Nach des letztern Ermordung wurde Peter Karageorgewitch von den serbischen Gerichten als Mitschuldiger zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Der Mann also, der noch vor wenig Tagen Serbien nicht betreten durfte bei Gefahr der Zuchthausstrafe auf Lebenszeit, der Sohn des 1858 abgesetzten Fürsten Alexander, er kehrt nun zurück, von seinem Volk mit Jubel als König begrüßt, wozu ihn am 15. Juni Senat und Stupichtina einstimmig gewählt haben; im kommenden Frühjahr aber wird er die hundertjährige Wiederkehr des Tages feiern können, an dem sich die Serben unter seinem Großvater gegen die Türken erhoben haben.

D. W.